

(Nachdruck verboten.)

12)

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Bisher hatte Frau Karoline keine Gelegenheit gehabt, mit der Gräfin und ihrer Tochter zu sprechen. Sie kannte schließlich die geheimsten Einzelheiten ihres täglichen Lebens und gerade die, welche sie vor der ganzen Welt zu verbergen glaubten. Bis jetzt war es erst zum Wechseln von Plätzen gekommen, von jenen Plätzen, in denen man hinterher eine rasche Aufwallung von Mitgefühl empfindet. Die Fürstin Orviedo sollte die Frauen zusammenbringen. Sie hatte den Gedanken gehabt, für ihr Kinderheim eine Art Aufsichtskommission zu schaffen, aus zehn Damen bestehend, die zweimal monatlich sich versammelten, das Haus gründlich besichtigten und alle Dienstzweige einer Prüfung unterzogen. Da sich die Fürstin die Auswahl der Damen vorbehalten hatte, so hatte sie in erster Reihe auch die Gräfin Beauvilliers bezeichnet, eine ihrer guten Freundinnen von ehemals, die, seitdem sie völlig zurückgezogen lebte, einfach eine Nachbarin geworden war. Bald darauf hatte diese Aufsichtskommission ihren Schriftführer unerwartet verloren. Saccard, der noch in der Verwaltung der Anstalt die oberste Leitung inne hatte, war auf den Einfall gekommen, Frau Karoline als einen musterhaften Schriftführer zu empfehlen, wie man nirgends einen finden könnte. Die Arbeit war in der That ziemlich mühevoll; es gab viele Schreibereien, sogar hauswirtschaftliche Sorgen, welche den übrigen Damen etwas zuwider waren.

Schon in den ersten Tagen sollte sich Frau Karoline als eine wunderbare Hausmutter entpuppen, die vermöge ihres ungefüllten Durstes nach Mutterfreuden und ihrer verzweifelungsvollen Liebe zur Kinderwelt alsbald in werktätiger Bärtlichkeit für alle jene armen Wesen entflammt war, die man aus der Pariser Gasse zu retten sich bemühte. Bei der letzten Ausdrückung war sie demnach mit der Gräfin Beauvilliers zusammengetroffen; diese aber hatte nur einen kühlen Gruß an sie gerichtet, um ihre heimliche Verlegenheit zu verbergen, in der Empfindung, sie habe in Frau Karoline einen Zeugen ihres Elends vor sich. Seitdem grüßten sich beide Damen, so oft ihre Augen sich trafen und es ohne gar zu große Unhöflichkeit nicht anging, einander nicht zu kennen.

Eines Tages, während Hamelin einen Plan nach neuen Berechnungen berichtigte und Saccard über seine Schultern hinweg in die Arbeit sah, stand Frau Karoline wie gewöhnlich im großen Zeichenzimmer am Fenster und sah der Gräfin und ihrer Tochter zu, die im Garten ihren gewohnten Spaziergang machten. An diesem Morgen hatten beide Damen so erbärmliche Schuße an den Füßen, daß sie von einer Lumpensammlerin in einem Kehrichthaufen nicht aufgefunden worden wären.

„O, diese armen Frauen!“ murmelte sie. „Wie schrecklich und herzzerreißend muß diese Komödie von Luxus sein, zu welcher sie sich verpflichtet glauben!“

Dann trat sie hinter den Fenstervorhang zurück, damit die Mutter sie nicht wahrnehme und noch schmerzlicher darunter litte, sich so belauscht zu wissen. Sie selbst war in den letzten drei Wochen ruhiger geworden, seitdem sie jeden Morgen an diesem Fenster sich vergaß. Der große Schmerz über ihre Vereinsamung schlummerte ein; es war, als ob sie angesichts des fremden Ungemachs das eigne mutiger auf sich nehme, jenen Zusammensturz ihres ganzen Lebens, — wie sie geglaubt hatte. Hin und wieder merkte sie vermindert, daß sie wieder lachen konnte.

Noch einen Augenblick schaute sie in tiefes Träumen verloren den beiden Frauen in dem von Moos überwucherten Garten nach; dann drehte sie sich nach Saccard um.

„Sagen Sie mir doch,“ begann sie lebhaft, „warum ich nicht traurig sein kann? . . . Nein, es hält nie an, es hat nie angehalten, ich kann nicht traurig sein, was mir auch zustoßen mag! Ist das Selbstmord? Fürwahr, ich glaube es nicht. Das wäre zu unschön, und zudem, wenn ich auch fröhlich bin, bricht mir immer das Herz beim Anblick des geringsten fremden Leidens. Reimen Sie sich das zusammen! Ich bin lustig und könnte dabei über alle Unglücklichen weinen, die vorbeigehen, wenn ich mich nicht zurückhielte, wohl wissend,

daß das kleinste Stückchen Brot ihnen viel lieber wäre als meine nutzlosen Thränen.“

Bei diesen Worten brach sie in ihr herzlichstes, mütterliches Lachen aus, ein tapferes Weib, welches thätiges Handeln geschwägigem Mitleid vorzieht!

„Gott weiß trotzdem,“ fuhr sie fort, „daß ich Ursache gehabt habe, an allem zu verzweifeln. O, bis jetzt hat mich das Glück nicht verhätschelt. Nach meiner Heirat habe ich in jener Hölle, in welche ich geraten war, beschimpft und mißhandelt wurde, eine Zeitlang geglaubt, es bliebe mir nichts mehr übrig, als ins Wasser zu springen. Ich bin nicht hineingesprungen! Bierzehn Tage später jubelte mein Herz auf, von unermeßlicher Hoffnung geschwellt, als ich mit meinem Bruder nach dem Orient abreiste. . . . Nach unsrer Rückkehr nach Paris habe ich in der höchsten Not schreckliche Nächte zugebracht, in denen ich uns beide über unsren schönen Plänen verhungern sah. Wir sind nicht verhungert, und ich habe wieder angefangen, von großen Dingen zu träumen, von glückbringenden Dingen, über die ich manchmal selber lachen mußte. . . . Letztlich, als jener schreckliche Schlag über mich kam, von dem ich noch nicht zu sprechen wage, war mein Herz wie entwurzelt. Ja, ich habe tatsächlich gefühlt, daß es nicht mehr schlug, und glaubte da, es sei gänzlich aus und vorbei mit mir. Aber, im Gegenteile, da faßt mich die Lebenslust aufs neue; heute scherze ich, morgen werde ich hoffen, und ich werde wieder leben wollen, immerdar leben. Wie merkwürdig, daß man nicht längere Zeit traurig sein kann!“

Saccard zuckte lachend die Achseln.

„Ach was! Sie sind wie alle Leute, so ist eben das Leben.“

„Glauben Sie?“ rief sie erstaunt aus; „mir kommt es vor, als gäbe es traurige, niemals fröhliche Menschen, die sich vor lauter Schwarzseherei das Leben unmöglich machen. Ich gebe mich zwar keiner Täuschung hin über das Liebliche und Schöne, was mir das Leben bietet. Es ist zu hart für mich gewesen, ich habe es schon aus zu großer Nähe gesehen, überall und unverhüllt; es ist fluchwürdig, das Leben, wenn es nicht gemein ist. Aber was ist dagegen zu thun? Ich habe es einmal lieb, ohne zu wissen warum. Mag um mich her alles in Gefahr schweben und krachend zusammenstürzen, ich stehe trotzdem schon am folgenden Tag voll froher Zuversicht auf den Ruinen. . . . Oftmals habe ich gedacht, mein Fall sei im kleinsten derjenige der Menschheit, die allerdings in grauenhaftem Elend lebt, aber durch jedes junge Geschlecht wieder kräftig aufgefrischt wird. Auf jedes Leid, das mich niederdrikt, folgt gleichsam eine neue Jugend, ein verheißungsvoller Frühling, der mich erwärmt und mir den Mut hebt. Dies ist so sehr wahr, daß, wenn ich nach schwerem Leid auf die Straße, ins Tageslicht hinaustrete, ich sofort wieder zu leben beginne, zu hoffen, glücklich zu sein. Das Alter hat auch keine Macht über mich, ich bin naiv genug, alt zu werden, ohne es zu merken. Sehen Sie, ich habe viel zu viel gelesen für eine Frau und weiß nicht mehr, wohin ich gehe, — ebenso wenig übrigens, wie die ganze weite Welt es weiß. Indessen kommt es mir unwillkürlich vor, als ob ich, als ob wir alle etwas sehr Schönes und ungetrübt Heiterem entgegen gingen.“

Am Schlusse der Rede hatte sie einen scherzenden Ton angeschlagen, um ihre Nüchternheit und Hoffnung zu verbergen, während ihr Bruder voll dankbarer Verehrung zu ihr aufblickte.

„O Du!“ erklärte er, „Du bist den Katastrophen gewachsen, Du bist die verkörperte Liebe zum Leben!“

In diese täglichen Morgenplaudereien war allmählich eine fieberhafte Erregung hineingekommen. Wenn sich Frau Karoline dieser natürlichen und mit ihrer Gesundheit innig verknüpften Fröhlichkeit wieder zuwandte, so rührte dies von dem Mute her, welchen Saccard ins Haus brachte mit seiner feurigen Nüchternheit in großen Geschäften. Die Sache war fest beschlossen, man wollte die vielbesprochene Mappe ausbeuten. Unter den grellen Lauten seiner Stimme kam in alles neues Leben und übertriebene Thätigkeit hinein. Zuerst wollte man sich des mittelländischen Meeres bemächtigen, man eroberte es vermittelst der „Compagnie Générale der vereinigten Dampfbote“; dann zählte er die Häfen aller Küstenländer auf, in denen man Dampferstationen errichten wollte, und mischte unklare klassische Erinnerungen in seine Spekulationsbegeisterung hinein. Er pries jenes Meer, das einzige, welches

Die alte Welt kannte, jenes blaue Meer, an dessen Gestaden die Kultur blühte, dessen Fluten die Städte des Altertums bespült haben, Athen, Rom, Tyrus, Alexandria, Karthago, Marseille, alle Städte, aus denen Europa entstand. Hierauf, nachdem man sich dieses großartigen Weges nach dem Orient bemächtigt hatte, machte man drüben in Syrien den Anfang mit einem kleinen Geschäft, mit der „Gesellschaft der Silberminen des Karmel“, nur ein paar Millionen im Vorbeigehen zu verdienen, aber ein ganz vorzüglicher Anfang; denn dieser Gedanke an eine Silbermine, an Silber, das man im Boden fand und mit der Schaufel zusammenfaß, erregte immerhin die Leidenschaft des Publikums, zumal man den wunderbaren und weihnischhallenden Namen des Karmel als Aushängeschild nehmen konnte. Dort gab es auch Kohlenbergwerke, Kohlen in ganz geringer Bodentiefe, und diese würden Gold wert sein, wenn sich das Land mit Fabriken bedeckte. Man rechnete dabei die andren kleinen Unternehmungen nicht mit, die als Zwischenakt dienten, wie zum Beispiel die Gründung von Banken und Konsortien für die aufblühenden Industriezweige, die Ausbeutung der mächtigen Wälder auf dem Libanon, deren Riesebäume an Ort und Stelle verfaulen, weil es keine Wege giebt. Schließlich gelangte Saccard zum Hauptstück, zu einer „Gesellschaft der Eisenbahnen des Orients“. Da redete er förmlich irre. Denn dieses von einem Ende zum andren über ganz Kleinasien geworfene Eisenbahnetz, — das war für ihn die wahre Spekulation, das in Leben umgesetzte Geld, welches mit einem Schlage dieses urakten Weltteils sich bemächtigte wie einer neuen, noch unberührten Beute von unschätzbarem Werte, die unter der Unwissenheit und unter Jahrhunderterte altem Schutte verborgen liegt. Er witterte förmlich diesen Schatz und wieherte auf wie ein Streitroß beim Geruch des Schlachtdampfes.

„Schauen Sie,“ rief Saccard, „diese Schlucht des Karmels, die Sie da gezeichnet haben! Nur Steine und Pistazienbäume wachsen darauf; nun, sobald die Silbermine in Betrieb ist, wird zuerst ein Dorf drauf wachsen, dann eine Stadt. Alle diese veranderten Häfen werden wir reinigen und mit starken Dämmen schützen. Hochbordige Schiffe werden da ankern, wo heutzutage Vögel nicht zu bleiben wagen. . . Und in diesen verödeten Ebenen, in diesen einsamen Gebirgspässen, über welche unsere Eisenbahnen fahren sollen, werden Sie eine gewaltige Auferstehung erleben; ja, die Brachfelder werden wieder angebaut werden, Straßen und Kanäle entstehen, neue Städte aus dem Boden sprießen, kurz, das Leben wird zurückkehren wie in einem kranken Körper, wenn man durch die blutleeren Adern den Kreislauf eines neuen Geblütes beschleunigt. . . Ja, das Geld wird diese Wunder wirken.“

Der Klang dieser durchdringenden Stimme rief bei Frau Karoline das Bild der vorausgesagten Kultur lebhaftig hervor: die dünnen Pläne, die geometrischen Zeichnungen belebten und bevölkerten sich. So hatte sie zuweilen von einem Oriente geträumt, der, von seinem Schmutz gereinigt, aus seiner Unwissenheit gerüttelt, den fruchtbarsten Boden und das vortreffliche Klima mit allen Verfeinerungen moderner Wissenschaft genießen könnte. Schon einmal hatte sie ein derartiges Wunder erlebt, bei jenem Port-Said, das in ganz wenigen Jahren neuerdings aus einer nackten Küste emporgesprossen war, zuerst Hütten als Obdach für die paar Arbeiter der ersten Stunden, dann eine Stadt von zweitausend Seelen, dann eine Stadt von zehntausend Seelen mit Wohnhäusern und ungeheuren Warenhallen, mit einem riesigen Damm, Leben und Wohlstand als Frucht der hartnäckig rastlosen Arbeit menschlicher Ameisen. Alles dies sah Frau Karoline von neuem vor Augen, das unwiderstehliche Vorwärtstreben, das Drängen und Schieben nach der größtmöglichen Wohlfahrt, das dunkle Bedürfnis nach Thätigkeit und Vorwärtkommen, das ohne genaues Ziel danach strebt, leichter als unter bisherigen Bedingungen weiter zu kommen. Sie sah auch die Erdkugel durch den rührigen Ameisenhaufen durchwühlt und neugestaltet, der seine Wohnung neu aufbaut, sie sah das fortwährende Weiterarbeiten und die Eroberung neuer Genüsse, die Macht des Menschen verzehnfacht und die Erde Tag für Tag mehr sein Besitz geworden. Das Geld als Stütze der Wissenschaft schuf den Fortschritt.

Da warf Hamelin, der immer noch lächelnd zuhörte, ein besonnenes Wort ein:

„Alles dies ist die Poesie der Ergebnisse, und wir sind noch nicht einmal bei der Prosa der begonnenen Arbeit angelangt.“

Bis jetzt hatte sich Saccard nur an seinen übermäßigen Phantasiebildern erhit. Es wurde schlimmer mit dem Tag, da er beim Lesen von Büchern über den Orient eine Geschichte

Napoleons ägyptischem Feldzuge in die Hand bekam. Schon vorher verfolgte ihn unablässig die Erinnerung an die Kreuzzüge, jene Rückkehr des Abendlandes zu seiner Wiege im Morgenlande, jene großen Völkerwanderungen, durch welche die äußersten Länder Europas zu den noch in voller Blüte stehenden Ursprungsländern zurückgeführt wurden, von denen sie vieles zu lernen hatten. Noch mächtigeren Eindruck machte auf ihn die Gestalt Napoleons, der zu einem großartigen, noch rätselhaften Zweck dorthin in den Krieg zog. Wenn er davon sprach, Aegypten zu erobern, daselbst eine französische Niederlassung zu errichten und so den Handel der Levante Frankreich zu übergeben, so sagte Napoleon sicherlich nicht alles. In der unaufgeklärt und rätselhaft gebliebenen Seite jenes Feldzuges wollte Saccard irgend einen unbestimmten Entwurf eines riesengroßen Ehrgeizes erblicken, den Wiederaufbau eines unermesslichen Reiches: Napoleon, in Konstantinopel zum Kaiser des Orients und von Indien gekrönt, verwirklichte Alexanders Traum und ward größer als Cäsar und Karl der Große. Sagte er nicht auf Sankt Helena, wenn er von Sidney-Smith sprach, jenem englischen Feldherrn, der vor Saint-Jean-d'Acre ihm Halt geboten: „Dieser Mensch ist schuld, daß ich mein Glück verfehlt habe“? Was die Kreuzzüge verjagt, was Napoleon nicht hatte vollbringen können, — dieser großartige Gedanke einer Eroberung des Orients war es, welcher nimmehr Saccard entflammte, aber eine wohl überlegte Eroberung, welche durch die Doppelkraft der Wissenschaft und des Geldes sich vollzog. Da die Kultur von Osten nach Westen gewandert war, warum sollte sie nicht wieder nach dem Osten zurückkehren, zu jenem ersten Garten der Armenscheit, jenem Eden der hindostanischen Halbinsel, welches in der Ermattung der Jahrhunderte schlief? Das wäre eine Verjüngung; auf diesem Wege wollte er das irdische Paradies zu neuem Leben galvanisieren und mittelst des Dampfes und der Elektrizität wieder bewohnbar machen; dann setze er Kleinasien als Mittelpunkt der alten Welt wieder ein, als Kreuzungspunkt der großen natürlichen Straßen, durch welche Erdteile unter einander verbunden sind. Nicht Millionen waren zu gewinnen, sondern Milliarden und wieder Milliarden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Gewinnbeteiligung.

Von Emil Rosenow.

Der Gießereibesitzer kam über den Fabrikhof. Er hatte die Hände in den Taschen, die Koppe weit aufsteigend, daß sein dicker Bauch protzig hervorsah. Auf dem Kopfe trug er eine Hausmütze, etwas schief aufs Ohr gewippt, und aus dem vollen barlosler Gesicht lugten die Augenlein vergnügt und pfiffig umher. Eben fuhr ein mit vier schweren Pferden bespannter Transportwagen zum Hofthor hinaus. Er transportierte fertige Gußstücke in die große Maschinenfabrik der Stadt, die selbst nicht alles herstellen konnte und der Gießerei deshalb laufend Aufträge gab. Der Gießereibesitzer schmunzelte. Verdammst noch mal, das gab wieder Geld! Die monatlichen Abrechnungen wurden immer größer. Dazu seine eignen Abschlässe. Er war für's ganze Jahr gedeckt, während die Konkurrenz beständig in Verlegenheiten steckte. Aber seine Stundhaftigkeit konnte nun auch aus langer Erfahrung seinen zuverlässigen Betrieb. Auf die Stunde wurde abgeliefert. Kam ein Auftrag, er wurde gemacht und wenn Tag und Nacht gearbeitet werden mußte, die Arbeiter mußten eben ran. Und billig war er. Niemand konnte mit seinen Gießereipreisen konkurrieren. Während in der ganzen Stadt die Gießereiarbeiter mehr verlangten, bei ihm blieben die Löhne auf dem alten Stand. Ja, ja, ihm konnte man nichts weiß machen und deshalb lag Segen auf dem Betrieb. Dieses Jahr wollte er sich noch so durchhelfen, aber nächstes Frühjahr wurde gebaut. Die gesteigerten Aufträge verlangten einen größeren Betrieb.

Er blühte über den Hof. Da lagen die Gußstücke umher. Ein paar Arbeiter hantierten im Schweiß ihres Angesichts, die schweren Eisenstücke zurechtzuliegen. Als er vorbeikam, zogen sie demütig die Mützen. „Tag, Herr Braunslamp.“

„Tag, Ihr Leute, Tag,“ sagte der Gießereibesitzer lächelnd und zog die Mütze vor seinen Arbeitern. „Zimmer tüchtig arbeiten? Is' recht, is' recht!“

Nur immer die Mütze ziehen. Das war leichte Mütze, aber die Arbeiter machten sich viel daraus. Sie fühlten sich geachtet, ja wohl. Und dann ab und zu darauf verweisen, daß man früher selbst nicht viel mehr wie 'n Arbeiter war. So'n ganz kleiner Gießereimeister, der sich allmählich durch Fleiß und Tüchtigkeit rausgearbeitet hatte. Das verschaffte Respekt. 'n ganz schlichter Mann, sagten dann die Arbeiter und ließen sich manches gefallen.

Und dann lächelnd über gewisse Sachen hinwegsehen. Einfach nichts merken. Zum Beispiel, daß auf dem Hofe für die schwersten Gußstücke ein Hebeltrahn not thäte. Man sah nicht hin. Wachten die Arbeiter die Lasten schleppen; es waren ihrer ja genug da.

Braunskamp blickte zurück durch das Thor der Gießerei. Er sah die rote Blut aus dem Ofen herauslodern, den dunst- und rauch- erfüllten Raum und darinnen, von der Glut beleuchtet, die Gestalten der Arbeiter, die halbnaht, nur mit einer Hufe bekleidet und mit Holzschuhen an den Füßen. Mit kloßigen Schöpfen an langen Stangen holten sie die flüssige Eisenmasse und goßen sie in die Sandformen, wo sich der Guß abkühlte. Das machte ihn immer Spas, so aus der Entfernung zuzugucken und dann das schöne Gefühl zu haben: jeder Handgriff bringt Geld.

Wie er sich umwandte, um ins Comptoir zu gehen, warf er einen Blick zum ersten Stock empor. Da lag, dem Hofe zu, das Speisezimmer. Durch das Fenster sah er das mächtige bläuliche Buffet, die massive Messingtrane über dem weißen Linnentuch des Tisches. Er freute sich dieser Harmonie. Unten die Arbeit, oben der Segen.

Seine Frau, behäbig und rundlich wie er, saß eben am Tische. Sie machte einen langen Hals und winkte ihm ungeduldig. Ja doch, ja doch; er wird schon kommen. Aber erst die Arbeit und dann das Vergnügen.

Wie er durch die Hintertüre in das Comptoir trat, kam gleichzeitig durch den Haupteingang ein Herr herein.

„n Abend. Herr Braunskamp zu sprechen?“ Aha. Das war sein Konkurrent, Gießereibesitzer und Maschinenfabrikant Zöllner. Was mochte der schon wieder wollen?

„n Abend, Herr Zöllner. Wenn ich bitten darf . . .“

Er complimentierte den Besuch in das kleine Privatcomptoir, schloß die Glasschüre und klappte das Schiebefenster für die Schreib- sachen herab. Man konnte nie vorsichtig genug sein.

Herr Zöllner war von hagerer Gestalt; er hatte sich in einen Sessel zurückgelehnt, wischte sich der Schweiß von der Stirn und warf dem dicken Gießereibesitzer einen förmlich stehenden Blick zu.

„Herr Braunskamp, ich bitt' Sie um alles in der Welt . . . Sie müssen mir wieder 'mal aus der Verlegenheit helfen!“

„Nanu, was giebt's denn wieder . . . hä?“

„Meine Leute haben mir den Kram hingeschmissen. Sie wollen keine Ueberstunden mehr machen. Denken Sie sich die Frechheit. Sie kriegen sie doch bezahlt. Aber sie wollen einfach nicht.“

Herr Braunskamp zog die Brauen hoch; dann lächelte er über- legen. „Schon wieder mal Streik? Bei mir wird Ueberständig ge- macht, so oft 's nötig is', und keiner sagt was. Meine Leute sind gut und willig.“

„Ja, Ihre Leute. Musterarbeiter! Aber die Meinen! Oh, ich weiß schon. Da ha'm sie sich dem verdamnten Verband ange- schlossen und nu' wird so lange an ihnen 'rumgehört, bis se eben nicht mehr mitmachen. Und fängt man sich dann der Annahmung nicht . . . huns, da liegt die Arbeit.“

„Jaja . . . Heute ha'm se niedergelegt?“

„Eben, nach dem Vesper. Ach, ich bin ja 'n ruinierter Mann!“ Herr Zöllner hielt sich den Kopf und ramte durch den Raum. Alles Kontraktarbeit, alles Pieserung auf Zeit. Wenn ich meine Zeit nicht einhalte, muß ich Konventionalstrafe zahlen, daß ich kaputt gehe . . . Herr Braunskamp, Sie müssen mir helfen, Sie müssen für mich gießen!“

„Thut mir leid, geht nicht.“

„Um Gottes willen!“

„Geh nicht, wenn ich's Ihnen sage, mein lieber Herr Zöllner. Streikguth? Verr! Darin sind die Leute empfindlich und am Ende schmeißen Sie mir auch die Arbeit hin.“

Herr Zöllner verlegte sich auf's Bitten. Er müsse doch ein Einsehen haben. Aber der Gießereibesitzer ließ den Konkurrenten zappeln. Er war sich bereits klar, daß er den Guß machen werde. Er wußte, niemand anders in der Stadt konnte die Arbeit über- nehmen, und deshalb wollte er wenigstens gehörig verdienen. Er sträubte sich und sträubte sich wieder. Da sprach Herr Zöllner von hoher Entschädigung. Er wollte nichts mehr verdienen, wenn er bloß nicht Konventionalstrafe zahlen, nicht die Kundschaft einbüßen, und wenn er bloß nicht vor den streikenden Arbeitern zu Kreuze kriechen brauchte.

„Gut,“ fragte da Herr Braunskamp gleichgültig, „was wollen Se 's denn kosten lassen?“

Der Geängstigte nannte eine hohe Summe. Herr Braunskamp zuckte zusammen. „Nu,“ meinte er dann, „wenn man eins ins andre rechnet und wenn man denkt, daß einem doch andre Arbeit liegen bleibt, mag's grade hingeh'n . . . Ich wer' Ihnen was sagen, Herr Zöllner, ich mach's . . . bloß um Ihnen 'nen Gefallen zu thun, versteh'n Se. Aber das sag' ich gleich, es is' 's letzte Mal, daß ich Ihnen aus der Not helfe.“

Herr Zöllner atmete auf. Ihn ärgerte das Geld, welches er dem Konkurrenten in den Hals werfen mußte, aber was wollte er machen? Besser, daß Braunskamp ihn bewucherte, als daß die Ar- beiter ihn niederzwangen.

So wurden sie handelseinig.

„Ich laß' die Gußformen noch heute schicken,“ sagte Herr Zöllner.

„Pischt, pischt!“ Braunskamp hob abwehrend die Hände. „Wer'n Se wohl nicht so dumm sein! Das alles veralten wird, wie? Aee, ich schid' heute Nacht zwei Gießerknechte mit 'nem Handwagen. Mei'n Se auf, bis die Leute da waren. Dann schmeißen wir die Formen bei uns auf den Boden unter's alte Zeug, und morgen oder übermorgen sag ich meinen Leuten: wir ha'm plötzlich 'ne Nach- lieferung, holt 'mal die alten Formen vom Boden runter. Dann

denken se, 's sind alte Formen von uns, die se nicht kennen, und machen die Sache, ohne sich 'was Böses zu denken.“

Zöllner kniff die Augen zusammen. So ein alter Epizubel! Aber beinahe mußte er ihn doch. Er verstand es, seine Leute zu behandeln. Und Braunskamp schien seine Gedanken zu erraten. Er lächelte vergnügt und meinte:

„Ja, ja. Ich hab' meine Leute an der Leine. Ich versteh' mit ihnen umzugeh'n. Bei mir is' noch nicht gestreikt worden, keiner is' organisiert, und Widerworte giebt's nicht!“

Zöllner sah ihn bewundernd an. „Ja, sagen Sie, wie machen Sie 's bloß?“

Braunskamp erhob sich, ging auf den Fehenspitzen zur Thür, horchte, ob ihn niemand belausche, und tuschelte:

„Das macht, ich hab' 'ne Gewinnbeteiligung eingeführt.“

„Wie?“

„Ich beteilige meine Arbeiter am Geschäftsgewinn.“

Herr Zöllner war einen Augenblick starr. „Was, das is' ja

der reinste Zukunftsstaat.“

„Aee, das is' es nicht,“ erwiderte Braunskamp trocken, „aber

es is' sehr vorteilhaft für mich.“

„Ge? Wenn Sie Ihren Geschäftsgewinn mit den Arbeitern

teilen . . . das is' vorteilhaft für Sie?“

„Ich teil' ihn ja gar nicht.“

„Nicht? Ja, wie machen Sie 's denn?“

Der Gießereibesitzer setzte sich nieder, nahm einen Bleistift spitz zwischen Daumen und Zeigefinger und während er seinem Gegen- über taktmäßig damit auf die Westknöpfe tippte, dozierte er be- dächtigt und mit einem gewissen Stolge, wie wenn er eine gewichtige Erfindung gemacht hätte:

„Ich wer's Ihnen 'mal auseinandersehen. Also . . . in der ganzen Stadt gingen in den Gießereien die Löhne hoch und auch meine Arbeiter kamen. Da sag' ich: Ihr sollt' noch oiel mehr haben, als 'a paar Pfennige Stundenlohn mehr, Ihr sollt' am Geschäftsgewinn beteiligt werden. Verstanden? Ihr werdet Geschäftsteilhaber. Also . . . Die Gießerei, die ganze Einrichtung, der erworbene Kunden- kreis is' mein. Mir's abzulaufen habt Ihr kein Geld. Also bleib' ich Geschäftsinhaber und beanspruche die Hälfte des Geschäfts- gewinns.“

„Und die andre Hälfte, die geben Sie den Arbeitern?“

Herr Braunskamp lächelte. „Die andre Hälfte wird pro- zentual verteilt. Ich laß' meinen Betrieb arbeiten, also bekom' ich den größten Anteil, 90 Prozent. Die übrigen 10 Prozent be- kommen die Arbeiter.“

Herr Zöllner brach in ein schallendes Gelächter aus, aber Braunskamp ließ sich nicht irretieren, sondern fuhr gleichmütig fort:

„Durchschnittlich entfallen auf den Mann zwanzig Mark. Das wird nu' verteilt. Wer erbt ein Jahr da is', kriegt natürlich nicht. Im zweiten Jahr 'ne Kleinigkeit, dann steigt's mit den Arbeitsjahren im Betriebe.“

„So, so. Und der Vorteil?“

„Der Vorteil? Erstens: ich behalt' 'nen Stamm Arbeiter, denn je länger einer im Betrieb is', desto mehr kriegt' er. Is' n halbes Jahr vorbei, da wechselt keiner, denn jeder denkt an den Geschäfts- gewinn. Und ich laun mir 'mal erlauben, aufzutreten, denn keiner büßt gern die Arbeit ein im Hinblick auf den Geschäftsgewinn.“

„Und wie steht's mit den Löhnen?“

„Hä. Kamen Lohnforderungen, so stell' ich mich auf den Stand- punkt: werden den jungen Leuten, die bald wechseln, die Löhne er- höht, so ha'm die alten den Schaden davon, denn der Geschäftsgewinn wird verringert. Werden keine Ueberstunden gemacht, verringert sich der Geschäftsgewinn; werden neue Einrichtungen geschaffen, ver- ringert es den Geschäftsgewinn. Also seid ruhig und zufrieden, beim Jahreschluß wird sich alles finden.“

Er erhob sich und reichte seinem Konkurrenten zum Abschied die Hand.

„Mir scheint,“ sagte der spöttisch, „diese Gewinnbeteiligung is' sehr vorteilhaft — für Sie.“

Herr Braunskamp nickte. „Wenn ich bedenke, wie während der Jahre die Löhne hochgegangen sind . . . hä! Müßt ich se bezahlen, meine Einbuße wäre jährlich zehnmal größer, als die Summe des Gewinnanteils.“

Herr Braunskamp stand am Fenster, die Cigarre im Munde, die Mühe auf dem Kopfe. Die Former und Gießer verließen den Betrieb, müde, abgeraderte Gestalten. Demütig nahmen sie die Rügen ab. Und Herr Braunskamp erwiderte den Gruß mit breitem, gemüthlichem Lächeln, so recht leutselig wie ein wohlwollender Menschen- freund.

## Kleines feuilleton.

c. Schulen für schwachbegabte Kinder. Ein neues System der Erziehungsmethoden für schwachbegabte Kinder versucht man in England zu entwickeln. Für derartige Kinder ist die gewöhnliche Schule nicht passend; es handelt sich im Durchschnitt um zwei von tausend Kindern, die anders erzogen werden müssen; von diesen kann der dritte Teil durch eine besondere wissenschaftlich durchgebildete Erziehungsmethode zu nützlichen Bürgern gemacht werden. Die Londoner Schulbehörde hat daher seit einiger Zeit mehrere Schulen geschaffen, wo die Kinder nach ärztlicher Prüfung ausgewählt und Lehrern übergeben werden, die eine Kindergarten-Ausbildung ge- nossen haben. Dieser Beruf wendet sich besonders an die Schu- pathien der Frauen. Eine unendliche Geduld und ein tiefes Mitleid

mit den armen Geschöpfen sind wesentlich für den Erfolg der Arbeit. Die geistig schwachen Kinder führen ein elendes Leben, wenn sie die gewöhnliche Schule besuchen. Die meisten werden das Gespött ihrer Kameraden, andre sind ungewöhnlich schlächtern und wieder andre sind sehr boshaft. Alle anormalen Kinder haben auch einen körperlichen Defekt. Bei einem großen Teil von ihnen ist eine Körperseite größer als die andre, oder ein anderer Körperteil unter- oder überentwickelt. Viele leiden an Verstopfung der Nase und Kehle, z. B. an drüsenartigen Gewächsen, die eine ständige Reizung verursachen und eine fortgesetzte geistige Konzentration unmöglich machen. Viele haben Augen- und Ohrenleiden und noch andre einen unzureichenden Blutvorrat im Gehirn. Ein wesentlicher Teil des neuen Erziehungssystems ist es nun, den körperlichen Defekt zu behandeln, der eine Begleiterscheinung des geistigen ist. Wenn Sinnesorgane angegriffen sind, müssen sie, falls sie heilbar sind, geheilt werden. Eine passende Brille kann die schlechte Laune heilen, und die beste Kur für das Lügen kann eine Verbesserung der Verdauung sein. Ein bedeutender Pathologe schreibt: „Die Lehrer sollten begreifen, daß der Widerwille gegen das Lernen und eine entschiedene Vorliebe für Bosheiten nicht notwendigerweise bedeutet, daß das Kind die Verköperung ursprünglicher Sünde oder vom Teufel besessen ist. Wenn das Gehirn nicht genügende Nahrung hat, kann es sich nicht entwickeln. Das Fleisch ist weß, der Blutdruck niedrig, das Blut nicht normal und das Herz pumpt nicht genügend. Wenn man bei Verriichten den Blutlauf anregen kann, wird die Geisteskraft manchmal ohne weiteres erhöht.“ Bei dem entarteten Typus des anormalen Kindes müssen die sonst fast unbewußten Bewegungen gelehrt werden, z. B. Ansbungen, Gehen, Spreizen und Schließen der Finger usw. Gut gewählte und geleitete Spiele, besonders im Freien, sind eines der besten Mittel, mangelhaft entwickelte Kinder zu erwecken und zu erziehen, und sie sind auch besser als formale Uebungen. Ein Kind, dessen Geist nicht im Gleichgewicht ist, muß jeden Tag kurze Zeit auf einem Streibstrich gehen. Ein Kind, das die Füße auf dem Erdboden entlang schiebt, muß über erhöhte Holzstücke gehen, die in regelmäßigen Zwischenräumen auf dem Boden liegen. Bei besonderen Schwierigkeiten in der Herrschaft über die Muskeln hat man bestimmte Uebungen, wie auf einem Brett gehen oder eine Leiter entlang schreiten, während man auf dem Boden bleibt, entweder die Sprossen entlang oder in den Öffnungen zwischen den Sprossen, und verschiedene andre Uebungen, die durch die schwedische Gymnastik entwickelt worden sind. Der Wert dieser Uebungen wird immer mehr erkannt. Zum weiteren Unterrichts des Kindes bedient man sich anziehender Gegenstände, die möglichst stark gefärbt sind. Um einem zurückgebliebenen Kinde die Buchstaben beizubringen, braucht man große Plättchen, die auf allen Seiten einen Buchstaben des Alphabets tragen. Das Elementarrechnen lernen sie durch Zählen von Strohhalmstücken, Kugeln oder Murmeln. Geographie wird durch große Karten oder durch Modelle von Gegenständen, die typisch für ein Volk sind, illustriert, z. B. durch Pagoden oder merkwürdige chinesische Tempel. Alles wird durch bestimmte Beispiele wirksamer eingepträgt. So wird beim Begriff des Ozeans die Hand des Schülers ins Wasser gelegt, und er verbindet dann Ocean mit Wasser. Auch die Musik ist von großem Wert bei der Erziehung zurückgebliebener Kinder; sie empfangen von ihr glückliche Eindrücke, ihr Geist wird dadurch angeregt und sie erhalten ein gewisses Gefühl für Zeitmaß und Rhythmus. Natürlich wird jeder Lehrer, der sich für seine Aufgabe interessiert, außer den allgemeinen Regeln bald auch die individuellen Bedürfnisse jedes Schülers kennen zu lernen und ihnen zu entsprechen suchen. —

### Medizinisches.

ic. Die Erschöpfung der Krankheit. Es wird der ärztlichen Wissenschaft zum Vorwurf gemacht, daß sie für manche Krankheitszustände gewohnheitsmäßig Benennungen gebraucht, die nicht viel besser als Phrasen sind. Dieser Mangel wird auch von einseitigen Vertretern der Medizin zugegeben und eben einfach darauf zurückgeführt, daß auf den fraglichen Gebieten die Forschung noch nicht weit genug gediehen ist, um solche ungenügenden Begriffe zu klären und aufzulösen. Zu derartigen Bezeichnungen gehört, wie allbekannt, das Wort Erschöpfung. Aber auch der Nervenismus z. B. ist ein unter diesem Gesichtspunkt bedenklich erscheinendes Ding, dem unter diesem Namen sind ganz sicher viele Störungen des Gesundheitszustandes versteckt, die untereinander sehr verschieden und zum Teil noch recht unbekannt sind. Es würde vorschneil sein, wenn jemand eine Abgrenzung für den Begriff des Muskelrheumatismus oder der rheumatischen Gelenkentzündung geben wollte; man bezweifelt ihre ansteckende Natur nicht, kann aber doch keine Beweise für einen derartigen Ursprung liefern. Eine besonders geheimnisvolle, weil scheinbar mit psychologischen Einflüssen zusammenhängende Erscheinung ist die Erkrantung, die man gewöhnlich kurz mit dem Ausdruck Erschöpfung oder Ueberarbeitung bezeichnet. Es ist damit der Vorgang gemeint, daß ein tätiger Mensch plötzlich geistlich und körperlich eine Art von Zusammenbruch erleidet, von dem er sich erst mühsam wieder erholen muß, wenn ihm das überhaupt gelingt. Als Kennzeichen dafür nimmt man eine allgemeine Herabsetzung in der Lebensfähigkeit des Organismus an, ohne jedoch den anatomischen Sitz oder die pathologische Natur der eigentlichen Krankheitsursache zu kennen. Vielleicht können die in letzter Zeit häufiger vorgenommenen Versuche und Beobachtungen über die Ermüdung bei Schulfindern einiger Aufschluß nach dieser Richtung gewähren, immerhin ist auch die Erfahrung von dem Wesen der

Ermüdung überhaupt sehr unzulänglich. Man hat eine gewisse Summe von Kenntnissen über die chemischen und physiologischen Vorgänge der Muskelermüdung, bezüglich der Geistesfähigkeit so wie der verschiedenen Organe für Verdauung, Säfte-Ausscheidung usw. weiß man jedoch noch sehr wenig. Bei jenem Zustand der Erschöpfung sind eben die höher entwickelten Teile des Gehirns in ihrer Vethätigung herabgesetzt, bezugnehmend alle Fähigkeiten der Nahrungsaufnahme und Nahrungsverarbeitung, so daß damit sowohl eine ungenügende Ernährung als eine unzulängliche Muskelkraft in Zusammenhang steht. Die unvollkommene Blutbildung wirkt wieder auf das Nervensystem zurück, beinträchtigt dessen Ernährung, und so ist der circulus vitiosus geschlossen. Der „Lancet“ macht in einem Leitartikel auf eine der wahrscheinlichsten Ursachen solcher Erkrankungen aufmerksam, die er in der Eintönigkeit des täglichen Lebens findet. Eine solche Art des Zusammenbruchs kommt wohl am häufigsten bei solchen Leuten vor, deren Arbeit sich Tag für Tag in den gleichmäßigsten Bahnen abwickelt, also bei Beamten und Kaufleuten, die des Morgens in ihr Bureau gehen, von dort zu Mittag, vom Mittag wieder ins Bureau und dann nach Hause oder an einen dritten Ort, und die sich auch in den Arbeitspausen an ganz bestimmte Gewohnheiten der örtlichen und sonstigen Umgebung halten. In jeder Großstadt giebt es sicher Tausende von Beschäftigten, die immer dieselben Wege gehen, immer am gleichen Ort speisen, immer dieselben Gesichter sehen usw. Es hat nun aber den Anschein, als ob der menschliche Organismus dafür nicht geschaffen ist und das berühmte Wort: „der Mensch eine Maschine“ nicht zutrifft. Die Abwechslung ist ein Lebenselement, und es kann vielbeschäftigten Leuten nicht oft genug geraten werden, namentlich wenn sie in der Arbeit keine Abwechslung finden können, eine solche wenigstens in den Erholungsstunden absichtlich anzuschauen. Das, was man im allgemeinen als Anregung bezeichnet, giebt dem ganzen Wesen des Menschen einen Impuls, dessen Fehlen sich mit der Zeit, und zwar innerhalb gar nicht langer Zeit, durch den Eintritt körperlichen und geistigen Zusammenbruchs rächt. —

### Notizen.

- „Edelfäule“, eine vieraktige Komödie von Otto Fuchs, Talab, hatte in einem „literarischen Abend“ des Josephstädter Theaters in Wien Erfolg. —
- Die Warschauer Philharmonische Gesellschaft hat einen Preis von 5000 Rubel für eine drei- oder vieraktige abendfüllende Oper ausgeschrieben. Bei der Partitur sollen möglichst polnische Volksmotive verwendet werden. Letzter Einlieferungsstermin ist der 1. Juli 1904. —
- Otto Greiners Kolossalgemälde „Odysseus bei den Sirenen“ ist um 20000 M. für das Leipziger Städtische Museum angekauft worden. —
- Der Zoologe Professor Julius Victor Carus ist, achtzig Jahre alt, in Leipzig gestorben. Carus hat sich um die Verbreitung von Darwins Lehren in Deutschland, durch die Uebersetzung der meisten Schriften des englischen Forschers große Verdienste erworben. —
- 1000 M. schreibt die Sendenbergsche Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. für die beste Arbeit aus, die einen Teil der Geologie des Gebietes zwischen Fischaffenburg, Seypenheim, Alzen, Kreuznach, Koblenz, Ems, Gießen und Bidingen behandelt. Die Arbeiten sind bis zum 1. Oktober 1903 einzureichen. —
- In der Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“ spricht am 13. März, abends 9 Uhr (im Rathause), Rektor H. Schmidt über „Blumenpflege“. Eintritt für Nichtmitglied 50 Pf. —
- Parlamentarische Redebüte. Im esch-lothringischen Landesausschuß bemerkte kürzlich ein Volksvertreter: Im Vorjahre ist mir eine Petition über die Zuchtstiere zugegangen. Darin heißt es, der Stierhalter macht seine Sache sehr schlecht. (Große Heiterkeit.) Unser Zuchtstier versteht seine Sache viel besser als unser Bürgermeister! (Große, andauernde Heiterkeit.) —

### Büchereinkauf.

- Maxim Schmidbauer: „Die galante Henny.“ Gesellschafts-Satire. München, August Schupp. —
- Franz Adam Deherlein: „Jena oder Sedan?“ Roman. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus, 2 Bde. —
- Hanns Fuchs: „Claire“, ein masochistischer Roman. Berlin, H. Watzdorf. —
- Franz Xaver: „Ein Schauspiel“, Drama. Dresden und Leipzig, E. Pierjons Verlag. —
- Emile Zola: „Malerei“. Erster Band der Bibliothek hervorragender Kunstschaffsteller. Berlin, Bruno Cassirer. —